



MEIN WEG ZUR KUNST

MONIKA HUNNIUS

Mein Weg zur Kunst

Monika Hunnius

Inhalt:

[Monika Hunnius - Biografie und Bibliografie](#)

[Mein Weg zur Kunst](#)

[Kindheit und Jugend](#)

[Mein Elternhaus in Narva](#)

[Übersiedelung nach Riga](#)

[Mein erster Gesangunterricht](#)

[Künstlerbesuch in unserem Hause](#)

[Raimund von Zur-Mühlen und Hans Schmidt](#)

[Weiterarbeit. Enttäuschungen](#)

[Erstes öffentliches Auftreten](#)

[Amalie Joachim](#)

[Auf einem Gute in Kurland](#)

[Studienzeit](#)

[Aufnahmeprüfung bei Stockhausen](#)

[Beginn der Arbeit](#)

[Stockhausen als Lehrer](#)

[Unser Schülerkreis](#)

[Brahms](#)

[Clara Schumann](#)

[Geselligkeit bei Stockhausens](#)
[Veränderung meiner Stimmlage](#)
[Übergang ins Konservatorium](#)
[Konservatoriumskonzerte mit Clara Schumann und](#)
[Stockhausen](#)
[Prüfungskonzert](#)
[Ferienreise und Rückkehr an die Arbeit](#)
[Lehrkräfte am Konservatorium](#)
[Konzerte in Karlsruhe und Bruchsal](#)
[Trennung von Stockhausen](#)
[Künstlerin oder Lehrerin?](#)

[Wirken in der Heimat](#)

[Heimkehr. Hans Schmidt](#)
[Ein Brief von Amalie Joachim](#)
[Konzertreise nach Arensburg](#)
[Berufsleben](#)
[Mein erstes Konzert in Riga](#)
[Programmstudien bei Hans Schmidt](#)
[Die Gründung des Crescendo-Vereins](#)
[Meine erste Schülerprüfung](#)
[Auguste Hohenschild](#)
[Studiensommer in Pernau](#)
[Künstlerleben in Berlin](#)
[Sommertage in Livland](#)
[Erinnerungen an die Schröder-Devrient](#)
[Mühlen-Konzerte](#)
[Max Bruch in Riga](#)
[Hermine Spies](#)
[Christus-Aufführungen in Berlin](#)
[Erste italienische Reise](#)
[Rom](#)
[Neapel, Capri, Venedig](#)
[Bayreuth](#)
[Nachwirkungen Italiens](#)

[Letztes eigenes Konzert](#)
[Wieder in Italien](#)
[Raimund Mühlens Ferienkurse](#)
[Eine Singstunde](#)
[Fellin II](#)
[Mühlens letztes Konzert in Riga](#)
[Neuhäuser](#)
[Mühlens Stunden](#)
[Schülerfahrten in Livland](#)
[Mühlens Schüler](#)
[Arbeitsleben und Festtage mit meinen Schülern](#)
[Reisen nach Frankreich und England](#)
[Der letzte Sommer in Neuhäuser](#)
[Künstlerische Arbeit in Riga](#)
[Mühlens Winterkursus in Berlin](#)

[Weltkrieg und Nachkriegszeit](#)

[Kriegsausbruch. Deutsche Kriegsgefangenenhilfe](#)
[Der Einzug der Deutschen in Riga](#)
[Unter der Bolschewikenherrschaft](#)
[Die Errettung, 22. Mai 1919](#)
[Reise und Winter in Berlin](#)
["Mein Onkel Hermann"](#)
[Leben in Königsfeld](#)
[Livländische Weihnachten im Schwarzwalde](#)
[Vor einer neuen Lebensaufgabe](#)
[Unsere Waldgottesdienste](#)
[Ein Musikabend](#)
[Loslösung von Königsfeld](#)

[Lebensabend in der Heimat](#)

[Heimkehr](#)

Mein Weg zur Kunst, Monika Hunnius
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
Loschberg 9
86450 Altenmünster

ISBN: 9783849628369

www.jazzybee-verlag.de
admin@jazzybee-verlag.de

Monika Hunnius - Biografie und Bibliografie

Deutsche Schriftstellerin, geboren am 14. Juli 1858 in Riga, Lettland, verstorben am 30. Dezember 1934 ebenda. Ausbildung zur Sängerin in Riga und später dann in Frankfurt/Main bei Julius Stockhausen. Ab 1884 unterrichtete sie Gesang in Riga. Nach dem Ersten Weltkrieg lebte sie bis 1923 in Königsfeld im Schwarzwald. Dort entstanden auch ihre bekanntesten Werke.

Wichtige Werke:

- Meine Weihnachten, 1922
- Mein Onkel Hermann, 1921
- Menschen, die ich erlebte, 1922
- Mein Weg zur Kunst, 1925
- Baltische Häuser und Gestalten, 1926
- Aus Heimat und Fremde, 1928
- Jugentage einer Deutsch-Baltin, 1929
- Baltische Frauen von einem Stamm, 1930

- Das Lied von der Heimkehr, 1932
- Mein Elternhaus. Erinnerungen, 1935
- Zwei Frauen, 1936

Mein Weg zur Kunst

Kindheit und Jugend

Mein Elternhaus in Narva

Als ich geboren war, schrie ich Tag und Nacht zum Entsetzen meiner Familie. Meine Mutter wurde durch das fortwährende Geschrei ganz nervös und weinte.

"Was wird das für ein Kind?" meinte seufzend unsere alte russische Wärterin. Mein Großvater aber, der Kinderarzt war, sagte: "Sie wird eine Sängerin, laßt sie schreien!"

Mein Vater entstammte einer alten deutschen Pastorenfamilie, die im Anfang des 18. Jahrhunderts in die Ostseeprovinzen gekommen war. Er war Prediger in einer kleinen Stadt Estlands. Es war das altertümliche Narva an der ingermanländischen Grenze. Meiner Mutter Familie stammte ursprünglich aus Böhmen, wodurch vielleicht die große Begabung für Musik in unserer Familie zu erklären ist.

Wir lebten in einem spitzgiebeligen Hause, das dicht gegenüber der altertümlichen Kirche lag. Glockenklang, Choralgesang tönnten in unsere ersten Kinderträume und erfüllten unsere Phantasie von früh auf. Meine Mutter, die ein großer Altersunterschied von meinem Vater trennte, war seine zweite Frau - eine ganz andere Natur, als er. Er

war etwas langsam, ernst und schwerfällig. Alles mußte für ihn zurücktreten, wenn es galt, seine Pflicht zu tun. Eine große Strenge gegen sich selbst mit einem Stück Askese charakterisierte ihn. Dieser Ernst seines Wesens wurde aber gemildert durch einen ausgesprochenen Sinn für Humor und ein Herz voll Liebe. Wir Kinder hatten eine große Scheu vor ihm, die bei mir oft an Furcht grenzte.

Meine Mutter war jung, voller Phantasie, eine strahlende Persönlichkeit, eine Künstlerseele und Dichterin. Sie hatte eine wunderschöne Stimme. In ihrem Gesang lag etwas Fortreißendes und Ergreifendes, denn sie konnte jede Empfindung aussprechen. Ihre große, ehrfürchtige Liebe zu unserem Vater empfanden wir schon als Kinder sehr stark. Trotz ihrer glänzenden Begabung, ihres raschen Geistes war es ihr, die ihn in seiner etwas übergewissenhaften Art oft überflügelte, selbstverständlich, sich jederzeit ihm zu beugen, denn sie erkannte seine Überlegenheit, die in seiner ruhigen, männlichen Art lag, unbedingt an. Es war viel Liebe in unserem Hause, dessen Sonne meine Mutter war. Sie hatte eine freudige Art, das Leben zu leben. Wie es genialen Naturen meist eigen ist, trug sie eine große Kindlichkeit in sich, die sie sich durch ihr ganzes Leben erhielt. Diese Seite ihres Wesens gab ihrer starken Natur einen besonderen Reiz.

Zwei erwachsene Söhne aus erster Ehe lebten schon nicht mehr im Elternhause, als wir geboren wurden. Wir waren drei Kinder: ein älterer Bruder, ich und eine jüngere Schwester. Letztere verletzte sich schwer durch einen Sturz als kleines Kind. Die Folge war ein unheilbares Rückenmarkleiden, das sie in späteren Jahren fast hilflos machte. Sie war von uns dreien meiner Mutter am ähnlichsten und hätte Großes im Leben erreichen können, wenn sie gesund gewesen wäre, denn sie verband mit dem

genialen und künstlerischen Sinn meiner Mutter die unbeugsame, stille Energie meines Vaters.

Mein Bruder war ein schöner, begabter Knabe, der schon früh seine ersten Dichterversuche machte. Musikalisch waren wir alle drei. Unsere Mutter lehrte uns, wie mein Vater behauptete, zuerst das Singen und dann das Sprechen.

Die ersten Anfänge meiner musikalischen Erziehung fallen in eine sehr frühe Zeit meines Lebens. Als ich so klein war, daß ich noch nicht sprechen konnte, begann mein erster Gesangunterricht. Ich saß auf meiner Mutter Schoß, die mir Töne vorsang, wobei sie ein Stückchen Zucker in der Hand hielt. Bald begriff ich, daß dieses Stückchen Zucker nur dann in meinen sehnsüchtigen kleinen Mund gelangte, wenn ich Laute von mir gab, welche allmählich zu richtigen Tönen wurden.

Bei der Geburt eines jeden Kindes bestimmte meine Mutter die Stimmlage, in der es einmal singen sollte. Ihr Traum war, unter ihren Kindern ein Gesangquartett zu haben, wobei ich den Alt übernehmen sollte. Alles in unserem Hause wurde mit Gesang begleitet: unser Aufstehen und unser Schlafengehen, unsere Spiele, unsere Leiden und unsere Freuden. Als ich so groß war, daß ich mit der Nase über die Tasten des Flügels reichte, sagte meine Mutter: "Nun bist du groß genug dazu, nun mußt du die zweite Stimme singen!" Und ich sang sie, zuerst eine Oktave tiefer als die anderen Stimmen; das verbot mir aber meine Mutter.

Oft versammelte sie uns um ihren Flügel, wo sie mit uns sang. Mein Lieblingslied war: "Die Katz sitzt auf der Mauer," das konnte ich nie laut genug singen, was meine Mutter rügte; ich sollte mich nicht hervordrängen, sagte sie.

Zu den schönsten Erinnerungen aus meiner frühesten Kindheit gehört das Singen in der Dämmerstunde, wenn unsere Kirchenglocken den Sonntag einläuteten. Tief und dunkel klangen sie, und wenn sie schwiegen, sangen wir, um meine Mutter geschart:

"Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh."

Wie ahnungslos unsere kleinen Stimmchen über den Worten hinschwebten! Unsere Mutter sang mit ihrem tiefen, weichen Alt die dritte Stimme dazu, und noch höre ich den schönen Ausdruck, mit dem sie sang:

"Nein, nein, hier ist sie nicht!
Die Heimat der Seele ist droben im Licht."

Durch meine Mutter lernten wir alle schon früh unsere wunderbaren deutschen Lieder kennen. Ich kann mich gar nicht besinnen, daß ich jemals die "Müllerlieder", "Frauenliebe und -leben" und "Die Winterreise" gelernt hätte. Ich habe sie immer gekannt, sie gehörten zu mir wie mein Leben und Atmen. Ich sang sie oft bei meinen Spielen. Einmal sang ich, an meinem Kindertischchen sitzend, bei einem trüben Talglicht mit heller Stimme "die Klage der Peri" von Schumann.

"Wie glücklich sie wandeln,
Die seligen Geister,
Im Dufte der Blumen,
Die nimmer verblühn."

Meine Mutter hörte mich und kam in ihrer stürmischen Art schnell zu mir herein:

"Wer singt da?" fragte sie. "Ich," sagte ich erschrocken und kläglich.

"Wo hast du's her?" fragte sie.

"Aber du hast es doch gesungen."

"Sing's gleich noch einmal."

Aber ich weinte und konnte es nicht.

"Du bist ein ganz dummes Kind," sagte sie ärgerlich, "siehst du denn nicht, daß ich mich freue?"

Jeden Morgen beim Ankleiden sang ich eine Art Morgenhymne, und ich fühle noch jetzt die Wonneschauer, die mich beim Klang meiner eigenen Stimme überrieselten. Worte und Melodie hatte ich selbst zusammengestellt: "Halleluja, gelobt sei Jesus Christus. Hosianna in der Höh!"

Ich sang so laut, daß meine alte russische Wärterin kopfschüttelnd sagte: "Mein Gott, mein Gott, diese Stimme! Schrei doch nicht so laut, du weckst ja die Kleinen."

Meine Mutter hatte nie Musikunterricht gehabt, was sie konnte, hatte der liebe Gott sie gelehrt. Sie hatte ein feines Ohr für Klang und ein starkes Empfinden für Schönheit. Sie erlaubte mir nie, gellend zu singen oder zu schreien. "Sing immer so, daß es hübsch klingt," sagte sie. So wurde mein Gefühl für die Schönheit des Klanges früh erzogen, und mein Sinn für das Ästhetische der Musik ist wohl auch dadurch stärker geworden als für das rein Musikalische. Der Begriff Musik war mir von Gesang untrennbar, das Klavier interessierte mich wenig.

Eines Tages faßte meine Mutter einen kühnen Plan. Ich sollte zum Geburtstag meines Vaters zwei kleine Stücke vierhändig mit ihr spielen. Mit dem ganzen Enthusiasmus ihrer Natur schilderte sie mir die Freude, die mein Vater dabei haben würde. Ich glaube, der künftige Pädagoge regte sich in mir schon, als ich ängstlich fragte: "Ja, wie soll ich das aber machen?"

"O," sagte meine Mutter ganz begeistert, "ich zeige es dir an!"

Ich war nicht sehr dafür, daß meine Mutter mir etwas anzeigte. Sie war großartig und klug, aber sehr schnell, weit von jeder Musikpädagogik entfernt, und sehr ungeduldig. Ich hatte meine Erfahrungen gemacht. Sie wollte uns immer überreden, wenn sie uns etwas lehrte, wogegen ich mich auflehnte. Und dann war sie so rasch, daß ich mit meinem kleinen, geordneten Kopf oft gar nicht folgen konnte.

Bald saß ich mit ihr am Flügel, ein kleines Blatt mit Noten war vor uns aufgestellt. "Du spielst den Diskant," sagte meine Mutter mutig, "und ich spiele den Baß!"

"Was ist denn das?" fragte ich mißtrauisch.

"Ach spiel doch, du wirst es schon sehen," war die Antwort. "Nimm deine beiden Zeigefinger, hier sind die Tasten, und nun schlage diese Töne zweimal an, ich werde zählen."

Sie begann zu zählen: "Eins - zwei -."

Was das Zählen mit all dem zu tun hatte, konnte ich wieder nicht begreifen.

"Nun die beiden Töne nebenbei," rief meine Mutter und zählte wieder, "und so geht es immer weiter."

Ich versagte vollständig und fing an zu weinen. Meine Mutter wurde ärgerlich.

"So, jetzt fangen wir noch einmal an," sagte sie dann überredend.

Ich aber war hoffnungslos und meine Tränen strömten unaufhaltsam herab. Ich versuchte dabei zu spielen, aber meiner Mutter Zählen wurde immer lauter, und sie begann nun auch den Takt dazu zu schlagen. Ich fühlte in der ganzen Sache keinen rechten Zusammenhang, was mich verzweifeln ließ. Meiner Mutter Taktschlagen mußte eine üble Wendung genommen haben, denn das Notenblatt flog vom Klavier, der Notenständer fiel mit einem Krach zusammen, ich aber weinte nicht mehr, ich schrie. Meine Mutter hob das Blatt vom Boden auf und begann mit sanfter Stimme mir zuzureden, aber das wurde mir erst recht unheimlich. Sie schilderte die große Freude, die ich meinem Vater bereiten würde, und rührte mich damit aufs neue zu heißen Tränen. Ich versprach, mich zu bessern und es noch einmal zu versuchen. Es ging natürlich wieder nicht, weil mich das Zählen verwirrte und ich überhaupt die Verbindung zwischen den geschriebenen Noten und den weißen Tasten nicht begriff. Da ertönte als Erlösung die Haustürglocke, und mein Vater kam heim. Ich weiß nicht, wer froher darüber war, meine Mutter oder ich. Von der geplanten Überraschung wurde nie mehr gesprochen. Ach, meine liebe Mutter war ein großartiger Mensch, aber Klavierstunden zu geben, verstand sie wirklich nicht!

Ich glaube, ich muß sieben Jahre alt gewesen sein, als ich die ersten richtigen Klavierstunden bekam. Meine Lehrerin hieß Kathi, war eine Freundin unseres Hauses und wurde

von uns heiß geliebt. Aber es war merkwürdig: gleich in der ersten Stunde veränderte sie sich und wurde für mich ein ganz neuer und schrecklicher Mensch. Sie sprach mit einer fremden Stimme und verlangte Dinge von mir, die ich nicht begriff. Ich sollte "üben" und wußte nicht wie. Nach einigen angstvollen Versuchen meinerseits, zu ergründen, was sie eigentlich von mir wolle, versteinerte ich mich innerlich und tat nichts.

Ich war als Kind nicht leicht zu erziehen; fand man den Schlüssel zu mir, so konnte man mich mit einem Blick leiten, fand man ihn nicht, so konnte man nichts mit mir beginnen. Meine einst so sehr geliebte Kathi fand den Schlüssel nicht, und ich begrub sehr schnell meine Liebe zu ihr in meinem kleinen Herzen, sie verwandelte sich in Furcht und Widerstand. Wie und was ich üben sollte, blieb mir immer ein dunkles Geheimnis. Mein Übungsklavier stand im oberen Stock in einem Zimmer, das von einer Witwe, Frau Tamissar, und deren fünf Kindern bewohnt wurde. Mein Vater, der damals schwer krank war, durfte keinen Ton hören, und meine Mutter hatte keine Zeit, mich zu beaufsichtigen. Ich mußte um eine bestimmte Stunde ans Klavier gehen; was ich da tat, war meine Sache. Es ging hoch dabei her. Bei meinem Erscheinen umringte mich sofort die Familie Tamissar voll glühender Bewunderung. Ich dachte keinen Augenblick daran, Wohlfahrts "Klavierschule" aufzuschlagen, die nur unfaßliche schwarze Punkte enthielt, die sinnlos auf Linien umherkletterten. Ich erging mich in freien Phantasien, und manchmal sang ich sogar dazu. Ob Gesang und Begleitung miteinander übereinstimmten, weiß ich nicht, glaube es aber keinesfalls. Doch die uneingeschränkte Anerkennung, die ich genoß, erhob mich über mich selbst. Schrecklich aber war's, wenn der Tag der Klavierstunde nahte. Alles ging soweit gut, bis ich vor der kleinen, eisenbeschlagenen Tür stand, die zur Hintertreppe von Kathis Wohnung führte. Sie

erschien mir wie die Tür zur ewigen Verdammnis. Mein Gewissen schrie laut in mir, bis dahin hatte es in festem Schläfe geruht. Langsam stieg ich die Treppe empor, mit wilder Angst nach einer Erinnerung suchend, ob ich nicht wenigstens einmal den Wohlfahrt aufgeschlagen und meine Aufgabe geübt hätte. Aber unerbittlich stand die Wahrheit vor mir, ich hatte es kein einziges Mal getan.

Kathis erste mit strenger Stimme gestellte Frage lautete: "Hast du geübt?"

"Nein," stieß ich hervor, und meine Tränen begannen zu fließen. Nun kam die Schelte. Ich weinte nicht mehr, ich schrie in meiner Angst laut, so daß Kathi die Türen schloß, damit mein Gebrüll nicht ihre Familie erschreckte. Und dann kamen wieder Erklärungen, die ich nicht begriff, und das wilde Auflehnen in mir gegen die fürchterliche Musik, die hier so ganz anders war, als wenn ich zu Hause das "Sehnsuchtlied der Peri" sang, oder wenn wir im Dämmern mit Mutter geistliche Volkslieder anstimmten.

Ich konnte mir das gar nicht zusammenreimen – es mußte eben zwei Arten von Musik geben: eine, die man konnte, und die in einem lebte, schön und vertraut, die einem die Seele weitete und mit Schauern der Wonne erfüllte, und eine, die man nicht konnte, die fremd und schrecklich war, die man lernen sollte und nicht lernen konnte, die von außen auf einen eindrang und sich nie mit der Musik, die in einem lebte, verband.

Ich glaube, die Pädagogik meiner Kinderjahre bestand vor allem in Schelten und Strenge, und eine Hauptsache war die, daß die Lehrer sich so fern wie möglich von ihren Schülern stellten.

Man mußte als Lehrer unbedingt gefürchtete Respektperson sein. Wenn das Wesen der Erziehung – auch der musikalischen – hauptsächlich darin bestehen soll, dem Schüler die Wege zu seinem eigenen Ich zu bahnen, so ahnte meine Lehrerin davon wohl nichts. Mein kleines, verschüchtertes Ich und die Musik, die ich lernen sollte, stellten sich wie zwei Feinde gegeneinander. Und doch war meine ganze Seele erfüllt von Musik, ich fand nur die bewußte Verbindung mit ihr nicht, und so wurde sie mein Feind.

Noch sehe ich das Zimmer, in dem ich Stunden hatte, mit seinen Glasmalereien an den Fenstern, mit seinen beiden großen Flügeln und den Violinpulten und -kästen, mit seiner Atmosphäre von Schelten und dunklem, angstvollem Widerstreben. Aber seltsamerweise wirkte dies alles nicht so auf mich, daß ich zu begreifen und zu üben versuchte. Ich muß wirklich ein großes Stück Leichtsinn in mir gehabt haben, daß ich alle diese Schrecken immer wieder so schnell vergessen konnte. Mein Gewissen schwieg und erwachte nur, wenn ich vor der eisenbeschlagenen Tür stand, die zu meiner Folterkammer führte. Außerdem erschien mir die Sache derartig hoffnungslos, daß ich mich gar nicht viel um sie mühte.

So ging es eine Weile, bis Kathi erklärte, ich sei so verstockt und faul, daß sie mit mir nichts anfangen könnte. Ich wurde von meiner Mutter sehr streng vermahnt, versprach mich zu bessern, obgleich ich es mir nicht vorstellen konnte, wie ich es machen sollte, und wurde dann zu Frau Rödder gebracht, der Frau unseres Stadtorganisten. Sie war eine runde, lustige Frau mit einer hellen, freundlichen Stimme, die mit einem Schlage meine ganze widerspenstige und leichtsinnige Seele in ihre Hand bekam. Ich begriff plötzlich alles. Der Musik, die ich lernen sollte, antwortete die Musik in meiner Seele. Jede Stunde

brachte neue Offenbarungen. In ihre Zimmer voll Sonne und Blumen kam ich mit frohem Herzen. Das feste Zutrauen dieser liebevollen, warmen Seele zu allem, was gut in mir war, öffnete mein Herz weit. Ich liebte sie und hätte sie nicht enttäuschen können. Ich machte plötzlich große Fortschritte, denn sie lehrte mich, wie ich zu Hause üben mußte, und ich übte nun mit Freuden. Und wenn ich meine kleinen Musikstücke auswendig und fehlerlos in der Stunde vorgespielt hatte, dann rief sie mit heller Stimme nach Mann und Söhnen:

"Kommt und hört, wie die kleine Mona spielt!"

Und sie kamen und mußten sich als richtige Zuhörer hinsetzen. Stolz und selig saß ich da mit meinen spiegelblank geflochtenen Zöpfen, mit baumelnden Beinchen auf dem hohen Klavierstuhl, zählte laut und spielte der aufhorchenden Familie meine kleinen Stücke vor. Ja, das war wohl etwas ganz anderes als die Erfolge bei der Familie Tamissar. War es besonders gut gegangen, durfte ich vorsingen: "Die Katz sitzt auf der Mauer" und "Wenn die Schwalben heimwärts ziehn". Das letztere sang ich mit besonderem Entzücken und großer innerer Bewegung. Frau Rödder, die mich begleitete, strich mir dann liebevoll übers Haar. Einmal sah ich zu meinem großen Erstaunen, daß sie dabei Tränen in den Augen hatte.

"Kind, aus dir wird noch was," sagte sie, und mir war's, als wüchsen mir Flügel.

Der Tod meines Vaters machte diesem schönen, freudigen Arbeiten ein Ende, ich war damals neun Jahre alt, wir mußten Narva verlassen und siedelten nach Riga über.

Ich erlebte noch eine große musikalische Ehrung vor meiner Abreise. Ich durfte vor der ganzen Schule in der letzten Gesangstunde ein Abschiedslied singen. Unser alter Gesanglehrer begleitete mich. Ich hatte mein Lied selbst gewählt und sang: "Wenn die Schwalben heimwärts ziehn." Ich war begeistert und sang, so laut ich irgend konnte, ohne Scheu alle Verse, ich schenkte meinen Zuhörern nichts. Beim letzten Vers:

"O armes Herz, was trauerst du.
Du auch gehst dereinst zur Ruh!"

fühlte ich, wie Tränen der Seligkeit in meine Augen traten, denn meine Stimme klang hell und schwingend durch den großen Raum. Als ich geendet hatte, stand mein alter Lehrer auf und legte die Hände segnend auf mein kleines Haupt:

"Gott segne deine Silberstimme," sagte er bewegt,
"gebrauche sie zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen."

Stolz und beseligt ging ich heim und erzählte alles meiner Mutter.

"Eine Stimme ist ein großes Geschenk vom lieben Gott," sagte sie, "bilde dir nur nie etwas darauf ein, sonst verdirbst du dir dies schöne Gottesgeschenk."

Übersiedelung nach Riga

Es war im Herbst 1869, als meine Mutter mit uns Kindern in ihre alte Heimatstadt Riga zog. Hier lebten ihr Vater und ihre Geschwister. Mein Großvater, ein sehr bekannter Kinderarzt Rigas, wohnte in seinem eigenen Hause in der

Mitauer Vorstadt. Im oberen Stock dieses Hauses erhielt meine Mutter eine kleine Wohnung, in der wir uns mit einem Teil unserer Narvaschen Möbel einrichteten. In der Parterrewohnung lebte mein Großvater mit seinen zwei Töchtern und einem Sohn. Die eine Tochter war Witwe und hatte fünf Kinder, die alle von meinem Großvater erzogen wurden und zum Teil in unserem Alter waren. Ein großer Hof und Garten umgab das Haus, das mit einem breiten holländischen Dach und einer großen Freitreppe vornehm und still in einer kleinen Seitenstraße lag.

Es war ein ganz anderes Leben, das nun für uns begann. Das in seiner Gastfreiheit und Geselligkeit großzügige Leben im Pastorat zu Narva, das dort den geistigen Mittelpunkt der Stadt bildete, war zu Ende, und an seine Stelle trat das Leben einer Witwe in den bescheidensten Verhältnissen. Meine Mutter litt unendlich darunter, denn ihr waren die Flügel gebunden. Wir Kinder aber fühlten es nicht so schwer, genossen vielmehr das fröhliche Leben mit den vielen Vettern und Cousinen. In Riga lebte noch ein Bruder meiner Mutter, der auch fünf Kinder hatte. Jeden Sonntag versammelte sich die ganze Familie bei unserem Großvater, wo viel Musik gemacht wurde und stets eine harmlose Fröhlichkeit herrschte. Sonst hatten wir gar keinen Verkehr, lebten ganz in der Familie, weltfremd und ahnungslos dem wirklichen Leben gegenüber.

Ich kam bald in eine große Mädchenschule, mein Bruder besuchte das Gymnasium, meine kranke Schwester wurde zu Hause unterrichtet. Den Klavierunterricht erteilte mir eine Jugendfreundin meiner Mutter. Sie war früher ein reiches, verwöhntes Mädchen gewesen und mußte sich nun ihren Unterhalt durch Musikunterricht erwerben. Dabei war ihr Stundengeben ein Greuel, sie litt häufig an Migräne und hatte von Pädagogik keine Ahnung. Die Flügel, die mir so froh bei der lieben Frau Rödder gewachsen waren, lagen

bald geknickt am Boden. Es war auch alles dazu angetan, mir die Klavierstunden zu verleiden. Meine Übungsstunde mußte täglich von 7 - 8 Uhr morgens sein. Da saß ich denn halb verschlafen in den Herbst- und Wintermonaten in einem noch ungeheizten Zimmer vor den kalten Tasten bei trübem Licht. Meine einzige Erfrischung bestand darin, daß ich ungezählte Male aufstand und nachsah, ob es nicht schon acht Uhr war, denn dann durfte ich Kaffee trinken. Meine Mutter merkte von ihrem Schlafzimmer aus die vielen Pausen, die ihr verdächtig vorkamen, und so wurde mir auch diese kleine, angenehme Unterbrechung verboten. Die Klavierstunden schlossen sich direkt an die Schulstunden. Müde, abgespannt und hungrig kam ich hin und wurde von einem müden, freudlosen Gesicht empfangen. Wie oft hatte meine Lehrerin Migräne, hielt sich den Kopf, seufzte über mich und schalt mich. Wie oft hörte ich, daß ich ein schreckliches Kind sei und mir keine Mühe gebe. Das Zimmer war auch so freudlos, ohne Sonne, ohne Blumen. Es war mit einem Schirm abgeteilt, und ich wußte genau, daß hinter diesem Schirm eine alte Cousine meiner Lehrerin saß, die jedes Scheltwort hörte und jeden falschen Ton, was mein kleines, stolzes Herz zusammenschnürte. Ich spielte endlose Tonleitern, deren Zusammenhang ich nicht begriff, spielte nach jeder Tonleiter Akkorde, die mir völlig unnütz vorkamen, was ich meiner Lehrerin gegenüber einmal aussprach.

"Sei nicht ungezogen," sagte sie darauf, aber die Notwendigkeit ihres Daseins erklärte sie mir doch nicht. Dann kamen Sonatinen von Clementi, die ich derart haßte, daß ich noch jetzt, wenn ich ihren Namen höre, ein feindseliges Gefühl nicht unterdrücken kann.

"Fröhlicher Landmann, von der Arbeit heimkehrend" und "Nachklänge aus dem Theater" von Schumann haben mich

Tränen gekostet, weil meine Lehrerin sagte, es sei eine Schmach und Schande, wie ich sie spiele.

Das Wort Salzmanns: "Von allen Fehlern und Untugenden seines Schülers suche der Lehrer den Grund in sich selbst," war damals noch nicht bekannt, jedenfalls nicht meinen Lehrern. Ein geistreicher Kollege von mir sagte einmal, als ich schon selbst Lehrerin war: "Wir sind in einer schlechten Zeit geboren. Als wir Schüler waren, hatten immer die Schüler schuld, wenn sie keine Fortschritte machten. Jetzt, da wir selbst Lehrer sind, sind in solch einem Fall immer die Lehrer schuld."

So würgte ich mich denn Jahr um Jahr hindurch, mein heißer Wunsch zu Weihnachten und zu meinem Geburtstag, mit meinen Klavierstunden aufhören zu dürfen, wurde von meiner Mutter nicht erfüllt.

"Du wirst mir noch einmal dafür danken, daß ich dir die Stunden aufgezwungen habe," sagte sie manchmal. Für die musikalische Qual in den Stunden hielt ich mich im Hause schadlos, wo ich mir meine eigene Musik verschaffte. Ich lebte mit vielen Vettern und Cousinen zusammen in einem Hause, alles sang, spielte und geigte. Duette, Quartette, Terzette erschollen durch Haus und Garten. Auf den Bäumen des Gartens saßen wir und sangen, auf dem Dach des Hühnerhauses, auf den Zäunen und in den Bodenluken, oft im Winter in Schnee und Eis. Weigerte ich mich dabei mitzutun, denn meine Kehle war zart, dann hieß es: "Bilde dir nur ja nichts auf deine Stimme ein."

Ich war siebzehn Jahre alt, als ich die Schule verließ. Ich nährte eine glühende Hoffnung in meiner Seele, daß nun der Augenblick gekommen sei, wo ich Gesangstunden nehmen dürfte, aber meine Mutter hatte es anders beschlossen.

"Du bist für Singstunden noch viel zu jung und kindisch," sagte sie. Ich sollte noch einen Winter Klavierstunden nehmen und Englisch lernen. Ich war verzweifelt. In die Klavierstunden hatte ich mich schon gefunden, diese Last nahm doch keiner von meiner Seele, aber die englischen Stunden, gegen die revoltierte ich heimlich, denn ich liebte meine englische Lehrerin gar nicht und haßte die englische Sprache.

Aber wie loskommen? Das Wort meiner Mutter ließ sich nicht leicht umstoßen.

Tagebuch, 16. November 1875.

Nie habe ich meine englischen Stunden so gehaßt wie jetzt, da ich doch gehofft habe, sie aufgeben zu dürfen und Singstunden zu bekommen. Heute hatte ich eine Stunde, die mir klar machte, daß ich alles dran setzen will, von meiner englischen Lehrerin loszukommen. Ich verträdelte meine Zeit auf dem Wege mit voller Absicht, um die Stunde abzukürzen, und kam viel zu spät, das ärgerte die Alte schon gewaltig. Ihr Zimmer ist schrecklich, düster und traurig, ohne Sonne, ohne eine Aussicht aus den Fenstern. Auf den Fensterbrettern stehen Blumentöpfe mit Kakteen voller Stacheln, grau und verstaubt. Grau und verstaubt sah auch die Alte aus mit kleinen rotgeränderten Augen. Ich bemühte mich, recht keck auszusehen, als machte ich mir aus dem allen nichts. Die englische Sprache ist mir nämlich absolut zuwider. Sie ist so willkürlich in der Aussprache! Und dann habe ich auch immer den Verdacht, ob sie sie mich richtig lehrt. Wer sagt mir, daß ihre Aussprache stimmt? Sie ist doch eine Deutsche.

Ich setzte mich zur Stunde an den Tisch ihr gegenüber. Sie sah mich an, wie eine Katze, die eine Maus gefangen hat.

"So," sagte sie, "jetzt fangen wir an."

Ich sagte mein Gedicht auf, das ganz gut ging, denn ich las es zum großen Teil unterm Tisch ab. Als sie mich lobte, schämte ich mich ein wenig. Darauf las ich meine schriftliche Arbeit vor, die von Fehlern wimmelte. Sie fragte mich mit strenger Stimme, ob ich nun die englische Sprache lieber gewonnen hätte.

Ich sagte: "Nein, ganz im Gegenteil."

Darauf wurde sie sehr zornig und fragte, was ich dann wolle.

"Singen," sagte ich schnell, "den ganzen Tag singen!"

Da legte sie das Buch aus der Hand und sagte mit böser Stimme, was ich wohl von meiner Zukunft dächte, ob ich denn am Ende Sängerin werden wolle. Ehrlich gesagt, hatte ich gar nicht an meine Zukunft gedacht. Aber wie sie mich so höhnisch fragte, wurde ich trotzig und sagte: "Ja, ich will eine Sängerin werden."

Da sah sie mich mit funkelnden Augen an, was ich wohl dächte, eine Pastorentochter wolle Sängerin werden! Künstler seien alle leichtfertig, und ich würde den Weg des Verderbens gehen.

Ich war tief empört! "Künstlerin sein ist etwas Heiliges," sagte ich, "und Künstler gehen nicht den Weg des Verderbens. Sie sind dazu da, die Menschen glücklich zu machen und Schönes und Edles in ihr Leben zu tragen."

Darauf sagte sie, in der Bibel stünde ein hartes Wort, das sie auf mich anwenden müsse: "Verflucht sei, wer sich

verläßt auf sein Fleisch."

Als diese Stunde beendet war, stand es fest in mir, das Englische für immer aufzugeben. Aber wie sollte ich das durchsetzen?

Ich ging nach Hause und suchte einen guten Augenblick abzugreifen. Wenn man Mutter nur zum Lachen bringt, dann ist alles gewonnen! Ich hatte eine neue Art entdeckt, wie man bei ihr etwas erreichen konnte, ich nannte es: "Flehen in Kreuzesform." Ich warf mich glatt auf den Boden und streckte dabei beide Arme weit von mir. Das machte ich nun und jammerte laut. Meine Mutter fing an zu lachen. "Was willst du eigentlich?" fragte sie.

"Ich will meine englischen Stunden aufgeben, die Alte ist zu scheußlich und die Sprache zu greulich, ich möchte Singstunden haben."

Zu meinem großen Erstaunen sagte Mutter: "Ja, ich erlaube dir, die Stunden aufzugeben."

Ich richtete mich sofort auf, die Sache mußte einen Haken haben! Ach, mein Gott, der Haken kam bald genug heraus!

"Ich mache aber eine Bedingung," sagte Mutter weiter, "du mußt selbst hingehen und die Stunden absagen."

Da hatte ich's. Das war ja entsetzlich, ich war einfach bange. Aber ich wußte, daß Mutter an dieser Bedingung unerbittlich festhalten würde. Ich ging zur Beratung zu Cousine Frieda, die eine Treppe über uns wohnte. Meine "Waffengefährtin" nannte ich sie, denn sie verließ mich nie bei dummen Streichen.

"Ich lasse dich auch diesmal nicht im Stich," sagte sie. "Ich werde dich zur Alten begleiten. Fressen kann sie uns ja doch nicht, und du bist die Sache los."

So trabten wir denn am Nachmittag des nächsten Tages mit angsterfülltem Herzen zu ihr. Es war eine ganze Komödie, bis wir endlich bei ihr im Zimmer waren. Immer rannten wir wieder zurück auf ihren kleinen Hof hinaus. Endlich hielt mich Frieda fest und riß an der Klingel. Ich wollte davon, sie aber stieß mich vor sich her ins Zimmer hinein. Da stand ich denn vor meiner Lehrerin mit schlotternden Knieen; sie war sehr freundlich und forderte uns auf, wir sollten uns aufs Sofa setzen. Sie dachte wohl, wir hätten ihr einen Besuch gemacht. Stotternd stieß ich hervor, wir kämen, um meine Stunden abzusagen; ich sprach mit dem Mut der Verzweiflung.

"Warum, warum?" fragte sie aufgeregt, englische Stunden zu geben, wäre doch eine Zukunftsaussicht für mich. Ich sagte: "Da würde ich denn doch lieber Putzmacherin werden."

Da fing sie an zu weinen und sagte, mein Kopf stecke voller Unsinn, ich würde das alles noch einmal bitter bereuen. Es tat mir entsetzlich leid, hätte sie nur nicht geweint! Ich dankte ihr noch für ihre Mühe, dann stürzten wir beide ohne uns umzusehen aus dem Zimmer. Das aber hatte sie doch erreicht, daß mir den ganzen Tag elend zu Mut war.

Mein erster Gesangunterricht

Endlich durfte ich denn mit meinen heißersehnten Singstunden beginnen. Die beiden Hauptgesanglehrer Rigas waren ein Kapellmeister, der selbst nicht zu singen verstand, und der jeder Schülerin in der ersten Stunde das

"Lithauische Lied" von Chopin zu singen gab, und eine frühere Opernsängerin. Sie hatte eine wunderschöne Stimme gehabt, hatte aber eine ganz ergreifende Ahnungslosigkeit von der Gesangskunst. Meine Mutter wählte für mich die Opernsängerin.

Es war ein feierlicher Augenblick, als ich vor ihr stand. Sie war klein, dick und blond, musterte mich von oben bis unten und machte eine Bemerkung über meine blonden Zöpfe, die sie viel "zu lang" fand. Diese Bemerkung störte mir die Weihe des Augenblickes. Meine Mutter, die als Dilettantin sehr schön sang, ohne jemals eine Stunde gehabt zu haben, sagte die denkwürdigen Worte:

"Bitte, lehren Sie meine Tochter keine Kunst, lehren Sie sie nichts weiter, als unsere schönen deutschen Lieder schön singen," was meine zukünftige Lehrerin beides bereitwillig versprach. Ihr erstes Versprechen hielt sie jedenfalls getreulich, denn ahnungsloser wie sie konnte man einer Kunst nicht gegenüberstehen. Was das zweite Versprechen betraf - das konnte sie nicht einlösen.

In den zwei ersten Stunden sang ich Töne, vollständig sinnlos, und Tonleitern, in denen alle Töne übereinander stürzten, was ich alles recht langweilig fand. In der dritten Stunde fragte ich, ob ich nicht ein Lied singen könnte, denn dazu war ich ja da. Sie war sofort zu allem bereit und wählte "O du klarblauer Himmel" von Silcher. Sie sang es mir vor.

"Nun singen Sie es nach," sagte sie, und es gelang mir so gut, sie zu imitieren, daß sie lachte und mich sehr lobte. Zur nächsten Stunde gab sie mir ein Rezitativ auf, ich sollte es mir selbst auswählen. Da ich keine Ahnung hatte, was das sei, ging ich in die Musikalienhandlung und verlangte danach. Der Ladenjüngling fragte mich sofort: "Aus

welcher Oper?" Ich sagte, das wäre ganz einerlei! Da drückte er mir ein Tenor-Rezitativ aus einer Mozart-Oper in die Hand. Stolz ging ich damit heim und erzählte, ich sänge ein Rezitativ aus einer Oper. Meine Vettern sagten: "Werde nur nicht albern!" Theater und Albernheit hingen für unsere Begriffe nahe zusammen.

Nur meine Mutter meinte, ein Tenor-Rezitativ sei doch wohl nicht das richtige. Es müsste etwas "für Alt" sein, denn Alt müsste ich singen, das verlangte schon die Tradition der Familie.

Nun fing ich das Rezitativ an zu üben; wie ich es sang, weiß ich nicht, nur daß ich mich sehr damit quälte, weil es viel zu hoch war, ist mir in Erinnerung geblieben. Meine Familie sagte, es sei nicht anzuhören, so häßlich klänge es.

Ein tiefes Erbarmen mit mir selber erfüllt mich noch heute, wenn ich an die Irrwege denke, die ich in meiner musikalischen Entwicklung habe gehen müssen. Mit meinem glühenden Wollen, mit meinem Idealismus, der mit Fleiß verbunden war, mit meinem ausgesprochenen Stilgefühl und einer Stimme, die transparent für alle Seelenregungen war, hätte ich bei richtiger Führung wirklich etwas erreichen können.

Wenn ich bedenke, wie die Entwicklung der Stimme das Studium meines Lebens geworden ist; bei wieviel Meistern ich immer wieder gearbeitet habe, immer wieder suchend, immer neue Wege findend, weil das Problem der Stimmbildung eins der schwierigsten auf künstlerischem Gebiete bleibt, so könnte mich eine Wut gegen die Lehrer erfassen, die mich immer wieder falsch geführt haben. Daß meine Liebe zur Kunst mich trotz alledem nicht verlassen hat, zeigt wohl, daß sie das Stärkste in meinem Leben war.

Es ging in meinen Singstunden bald unglaublich her. Ich sang nur Lieder wie den "Erlkönig", den "Doppelgänger" von Schubert und Loewesche Balladen, kurz, ich machte mich an Aufgaben, an die sich große Künstler auf der Höhe ihrer Laufbahn nur mit Scheu und Bangen wagen. Mir war aber nichts zu schade zum Singen, und ich weinte und jauchzte innerlich, wenn ich mich in diese Lieder vertiefte, deren Schönheit ich instinktiv in meinem Herzen empfand.

Da, eines Tages, ich hatte schon immer eine leise Müdigkeit in der Kehle gespürt, sang ich in der Stunde die große Edvard-Ballade von Loewe. Bei der Stelle: "Ich habe geschlagen meinen Vater tot, Mutter, Mutter" brach meine Stimme plötzlich schrill ab, ich konnte keinen Laut hervorbringen. Meine Lehrerin wurde sehr ärgerlich.

"Das kommt davon!" sagte sie, aber was sie damit meinte, erklärte sie nicht weiter. Wie gesagt, in der Zeit waren immer die Schüler schuld, wenn es nicht ging. Auch meine Mutter war ärgerlich. Es wurde beschlossen, ich solle ein paar Stunden pausieren.

Unser Hausarzt, dem ich vorgestellt wurde, meinte:

"Die Stimme ist kaput, das ist klar. Aber jede Stimme wird kaput, wenn sie erst in die Hände von Gesanglehrern kommt."

Ich versuchte ein paarmal zu singen, aber meine Stimme gab nur einen schwachen, zitternden Laut her. Da ging ich zu meiner Lehrerin, um ihr die Gesangstunden abzusagen, worauf sie aber nicht einging.

"Die Stunden sind bezahlt und müssen genommen werden," sagte sie. In meiner Jugend waren Eltern und Lehrer absolute Autoritäten, denen man blind zu gehorchen hatte.

So stellte ich mich denn gehorsam wieder zu den Stunden ein, doch mußte ich sie sofort wieder aufgeben, es ging mit dem Singen nicht mehr. -

Fast ein Jahr war meine Stimme fort, dann kam eine Gesanglehrerin aus Berlin nach Riga; sie war eine sehr energische Dame, Ostpreußin, die in Berlin an der Hochschule ihre Studien gemacht hatte. Sie hatte von mir gehört und sich in den Kopf gesetzt, mich zu unterrichten. Mit der ganzen Wucht ihrer Persönlichkeit stürzte sie sich auf uns und ruhte nicht eher, als bis sie ihr Ziel erreicht hatte. Sie plagte meine Mutter so lange, bis diese mich zu einem Spezialisten brachte, bei dem ich eine Kur begann, die mir half. Bald war ich so weit, daß ich die Stunden bei ihr beginnen konnte. Sie unterrichtete mit Leidenschaft und war sehr stolz auf ihre Methode. Vielleicht war diese nicht schlecht, aber sie hatte sie nur halb begriffen und war völlig unklar. Sie lehrte mich zuerst atmen, aber diese Lehre war so geheimnisvoll und verworren, daß ich ihr unmöglich folgen konnte. Sie erklärte bald, meine Lungen wären "verbaut" und lägen zu nah nebeneinander, ich würde nie richtig atmen können. Ein Arzt, dem später einmal diese Technik vorgelegt wurde, erklärte, wer so atmete, wie sie es lehrte, müsse sofort tot hinfallen. Sie behauptete, der Atem müsse aus den Lungen herausdringen und ins Zwerchfell getrieben werden. Wie er da wieder herauskäme und zum Singen benutzt werden könnte, das verriet sie uns nie. Wie der Aufbau ihrer Methode sonst war, kann ich nicht sagen, sie erreichte aber etwas bei mir, und ich war von Dankbarkeit erfüllt. Sie war sehr unkünstlerisch und wenig gebildet, und ich empfand sehr bald diesen großen Mangel an ihr. Aber sie forderte viel von mir, war nie zufrieden, und das band mich fest an sie. Zum Glück ließ sie mich bald singen, wie ich wollte und forcierte meine Stimme wenigstens nicht, ich sang

natürlich und frei heraus. Ich wurde ihr Glanzstück, das bei jeder Gelegenheit vorgeführt wurde.

In diese Zeit fiel ein Anerbieten, das meiner Mutter für mich gemacht wurde. Hätte sie es angenommen, so wäre mein Leben wohl in ganz andere Bahnen gekommen. Ein reiches, kinderloses Ehepaar, Gutsbesitzer, verbrachte den Winter in Riga. Sie fanden Gefallen an mir und machten meiner Mutter folgenden Vorschlag: sie sollte mich ihnen für ein Jahr überlassen als Gesellschafterin, dafür wollten sie meine ganze musikalische Ausbildung in die Hand nehmen. Sie wollten mich nach Italien und Paris zu den ersten Meistern schicken und für meine ganze Zukunft sorgen. Meine Mutter wies das Anerbieten endgültig ab.

"Ist das Talent meiner Tochter wirklich groß, so wird es sich auch so durchsetzen," sagte sie, "wenn sie dabei ringen und kämpfen muß, wird das nur ihre Kräfte stählen, was dann ihrer Kunst zugute kommt. Warum soll ihr Weg ihr so erleichtert werden?"

Es war charakteristisch für das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern der damaligen Zeit, daß meine Mutter die Sache gar nicht mal mit mir besprach, sondern über mich bestimmte. Erst nach Jahren habe ich davon erfahren, und ich war doch damals schon kein Kind mehr.

Künstlerbesuch in unserem Hause

Ein großes Ereignis trat in mein Leben: ich lernte den ersten Künstler kennen. Wir waren erzogen, Künstlertum als etwas Göttliches anzusehen und ihre Vertreter, die Künstler, als gottbegnadete Menschen. Meine Mutter hatte diese Anschauung in uns wachgerufen und genährt.

Ein Landsmann, der Musiker war und viele Jahre in Deutschland gelebt hatte, wollte in die Heimat kommen und versuchen, dort seine Existenz zu gründen. Es war ein Baron Kaulbars. Er war schön, vielseitig begabt, verwöhnt, aber unfähig, sich im Leben durchzusetzen. So wurde er uns geschildert. Zu alledem umgab ihn noch die Glorie einer unglücklichen Liebe. Es hieß, er habe Elise Polko geliebt, die damals durch ihre musikalischen Märchen unsere jungen Herzen entflammte. Er war meiner Mutter warm empfohlen worden, die versuchen sollte, ihm in Riga eine Lebensmöglichkeit zu schaffen.

Unser ganzes Haus war in stürmischer Erregung, denn jeden Tag konnte der Künstler über unsere Schwelle treten, ein Wesen aus einer Welt, von der wir träumten, die wir aber nicht kannten.

Ich lasse mein Tagebuch sprechen:

Tagebuch, 10. September.

Ich habe etwas Großes erlebt, denn ich habe einen Künstler von Gottes Gnaden kennen gelernt, ja, ich habe sogar mit ihm gesprochen. Ich will aber alles der Reihe nach erzählen, wie es war.

Cousine Lina und ich waren ganz allein zu Hause. Wir hatten uns ans Klavier gesetzt, aßen Äpfel und arrangierten Mendelssohns "Lieder ohne Worte" zu vier Händen. Es klang so abscheulich, wie nur irgend möglich. Plötzlich wird geklingelt. Wir hörten sofort auf zu spielen und beschlossen, unser Dasein zu verleugnen. Doch das Klingeln wurde wiederholt. Wir hielten einen Kriegsrat: sollten wir öffnen oder nicht? Wir schämten uns beide sehr wegen unseres schlechten Klavierspieles. Die sanfte Lina überredete mich, ich solle moralischen Mut zeigen und